

SARAH JIO | Der Kameliengarten

SARAH JIO

DER KAMELIENGARTEN

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Last Camellia bei Plume, Penguin Group (USA) Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 09/2015
Copyright © 2013 by Sarah Jio
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Diana Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Heiko Arntz
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotive | *Camellia Japonica Tricolor*, 1997 (oil on paper),
Booth, Raymond (b. 1929) / Private Collection / Photo © The Fine Art
Society, London, UK / Bridgeman Images; shutterstock
Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35847-8

www.diana-verlag.de

Für meine Mutter Karen Mitchell,
die mir die Welt der Kamelie und all der anderen schönen
und wichtigen Gartenblumen eröffnet hat

Vorbemerkung der Autorin

Der Kamelie wird nicht so viel Ehre zuteil wie anderen Blumen. Sie ist nicht so beliebt wie die Rose. Sie weckt keine romantischen Gefühle wie die Tulpe oder die Lilie. Sie duftet nicht wie die Gardenie, und sie ist nicht so prächtig wie die Dahlie. Kamelien eignen sich nicht als Schnittblumen, und selbst am Baum werden die Blütenblätter nach kurzer Zeit braun und fallen ab. Und dennoch haben mich Kamelien mit ihrer stillen, unaufdringlichen Art immer fasziniert.

Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich Kamelien das erste Mal bewusst wahrgenommen habe. Ich weiß nur, dass zwei vor dem Haus meiner Großmutter standen, in dem ich aufgewachsen bin. Sie flankierten die Haustür, eine mit weißen, eine mit rosafarbenen Blüten. Kamelien haben mich eigentlich mein Leben lang begleitet, herrlich blühende Bäume, die sich im Wind wiegten.

Kamelien sind altmodisch. In Seattle, wo ich wohne, stehen in den Vorgärten zahlreicher Häuser, die um die vorige Jahrhundertwende gebaut wurden, große, alte Kamelienbäume. So auch vor dem ersten Haus, das mein Mann und ich in Seattle gekauft haben, einem viktorianischen Schmuckstück aus dem Jahr 1902. Ich erinnere mich noch gut an den dicken Stamm des Baums und an die ausladenden Äste, die

bis ans Fenster unseres Schlafzimmers im ersten Stock reichen. Man sieht diese prachtvollen Bäume manchmal noch in den Gärten neuer Häuser, doch inzwischen haben andere Gartengewächse ihnen den Rang abgelaufen – Lavendel, Ziergräser, Azaleen und japanischer Ahorn. Moden ändern sich, auch in Bezug auf die Gartengestaltung. Aber ich habe immer noch eine Schwäche für Kamelien.

Als ich mit dem Schreiben dieses Romans begann, hatte ich zunächst nur eine einzelne Kamelie vor Augen mit riesigen Blüten und glänzenden smaragdgrünen Blättern. Aber nach und nach entfaltete sich die Szenerie: Baumreihe um Baumreihe kam in Sicht, eine ganze Kamelienplantage.

Ich überlegte, ob meine Kamelie in dieser Fantasieplantage eine seltene Spezies sein könnte, vielleicht sogar die letzte ihrer Art. Und ich fand heraus, dass tatsächlich einige sehr seltene Kamelienarten existieren – abgeschottet in privaten Gärten und öffentlichen Gewächshäusern auf der ganzen Welt, jedoch auffällig häufig in England.

Wenn ich jetzt die Augen schließe, Monate nach der Fertigstellung dieses Romans, sehe ich immer noch die Parkanlage von Livingston Manor vor mir. Ehrlich gesagt, macht es mich fast ein bisschen traurig, dass dieser Ort nicht wirklich existiert, denn ich täte nichts lieber, als ihn aufzusuchen. Ich würde mich ins Gras setzen, den Blick am steinernen Engel vorbei zum Kutscherhaus schweifen lassen und die Kamelien bewundern.

Ich hoffe, dass diese Geschichte Ihnen, meinen Lesern und Leserinnen, den eigenen schönen Garten näherbringt, ob er nun vor Ihrer Haustür liegt oder in Ihrem Herzen.

Sarah Fio

»Mein Schicksal liegt in deinen Händen«

*Bedeutung der Kamelienblüte, entsprechend der
viktorianischen »Blumensprache«*

Prolog

Ein Haus im ländlichen England

18. April 1803

Mit zitternder Hand umklammerte die alte Frau ihre Teetasse. Vor lauter Aufregung hatte sie sich nicht einmal die Zeit genommen, sich die Fingernägel zu säubern. Über den Herd gebeugt, wartete sie auf das Pfeifen des Wasserkessels, während sie ihren verletzten Finger betrachtete. Sie hatte sich ganz dumm an der Gartenschere geschnitten, und die Wunde pochte unter dem blutigen Verband. Aber darum würde sie sich später kümmern. Jetzt musste sie sich erst einmal beruhigen.

Sie goss das kochende Wasser in die kleine weiße Porzellankeanne mit dem feinen Riss am Rand und ließ den Tee ziehen. War das wirklich möglich? Ja, sie hatte eine Blüte gesehen, eindeutig. Weiß mit rosa Sprenkeln. Die Middlebury Pink, da war sie sich ganz sicher. Ihr Ehemann, Gott hab ihn selig, hatte die Kamelie zwanzig Jahre lang gehegt und gepflegt – im Frühjahr hatte er für sie gesungen, und wenn der Frost kam, hatte er sogar eine Decke über ihre dunkelgrünen Blätter gelegt. Sie sei etwas ganz Besonderes, hatte er immer gesagt. Seine Frau hatte nie verstanden, wie man wegen eines kümmerlichen Baums so ein Aufhebens machen konnte, während die Felder gepflügt und die Kartoffeln geerntet werden mussten.

Ach, wenn er den Baum jetzt sehen könnte! In voller Blüte. Und wenn jemand aus der Stadt die Blüte entdeckte? Nein, das durfte nicht passieren. Das zu verhindern lag in ihrer Verantwortung.

Ihr Mann hatte das Bäumchen vor Jahren als Keimling in einem Blumentopf für einen Sixpence gekauft. Der Händler hatte ihm erklärt, dass es sich um einen Schössling der Middlebury Pink handele, der schönsten Kamelie Englands, wenn nicht der ganzen Welt. Das einzige bekannte Exemplar dieser Kamelie, einer Sorte mit riesengroßen, prachtvollen Blüten – weiß mit rosafarbenen Sprenkeln –, stehe im Rosengarten der Königin hinter den Toren des Buckingham-Palasts. Natürlich hatte die Frau kein Wort dieser Geschichte geglaubt, jedenfalls damals nicht, sondern ihren Mann einen Dummkopf gescholten, weil er so viel Geld für etwas ausgegeben hatte, was vielleicht nur irgendein Unkraut war. Aber wenn es ihn glücklich machte, nun, dann sollte es ihr recht sein. Und wenn er den Baum betrachtete, war er in der Tat glücklich. »Immerhin besser, als das Geld zu versaufen«, hatte sie schließlich gesagt. »Und wenn der Baum irgendwann blüht, können wir die Blüten vielleicht auf dem Markt verkaufen.«

Aber der Baum blühte nicht. Nicht im ersten Jahr und nicht im zweiten und auch nicht im dritten Jahr. Und nach zehn Jahren hatte die alte Frau die Hoffnung endgültig aufgegeben. Es verdarb ihr regelmäßig die Laune, wenn ihr Mann dem Baum morgens im Flüsterton gut zuredete. Angeblich hatte er in einem Gartenbuch gelesen, dass das half. Aber als er eines Tages den Baum mit Seifenlauge einsprühte, die er aus ihrer besten Pflanzenseife hergestellt hatte, interessierte es sie nicht, dass er das zum Schutz gegen Schädlinge

tat. Sie war mit ihrer Geduld am Ende. Manchmal wünschte sie sich, ein Blitz würde in den Baum fahren und ihn in zwei Hälften spalten, damit ihr Mann endlich aufhörte, so ein Gewese um ihn zu machen. Mehr als einmal hätte sie am liebsten eine Axt genommen, ihre Wut an dem schlanken Stamm ausgelassen und kurzerhand den Baum gefällt. Doch sie beherrschte sich. Und auch nachdem ihr Mann gestorben war, blieb der Baum im Garten. Die Jahre vergingen, und das Gras wuchs hoch um den Baum herum. Efeu kletterte am Stamm empor und umrankte die Äste und Zweige. Die alte Frau beachtete den Baum nicht mehr. Bis zu jenem Morgen, an dem ihr ein rosafarbener Fleck ins Auge fiel. Die einzelne tellergroße Blüte war prächtiger, als die alte Frau es sich in ihren kühnsten Träumen hätte ausmalen können. Schöner als jede Rose, die sie je gesehen hatte. Sie wiegte sich so majestätisch in der Morgenbrise, dass die alte Frau vor Ehrfurcht hätte niederknien können.

Sie nahm einen Schluck von ihrem Tee. Dass das ausgerechnet jetzt passierte, war beinahe unheimlich. Erst vor wenigen Tagen war im ganzen Königreich bekannt gegeben worden, dass eine seltene Kamelie im Garten der Königin bei einem schlimmen Gewitter vernichtet worden war. Die Königin, zutiefst betrübt über den Verlust, hatte jedoch erfahren, dass ein ehemaliger Palastgärtner von dem Baum einen Ableger gezogen und an einen Bauern auf dem Land verkauft hatte. Daraufhin hatte sie angeordnet, dass der Ableger ihres geliebten Baums gesucht und die Person, die ihn über all die Jahre hinweg heimlich beherbergt hatte, festgenommen werden solle.

Die Frau schaute gedankenverloren ins Leere. Plötzlich näherte sich Hufgetrappel, und sie trat ans Fenster. Jemand

klopfte so heftig an die Tür, dass sich der Tee in ihrer Tasse kräuselte. Sie richtete ihren Dutt, aus dem sich einige graue Strähnen gelöst hatten, holte tief Luft und öffnete die Tür.

»Guten Tag«, sagte ein elegant gekleideter Mann. Sein Ton war höflich, aber dringlich. »Im Namen Ihrer Königlichen Majestät suchen wir im ganzen Land nach einem bestimmten Kamelienbaum, der einzig ist in seiner Art.« Die Frau beäugte die Kleidung des Mannes. Bei näherem Hinsehen wirkte sie zusammengesucht. Ein Hochstapler, das begriff sie sofort. Ihr Mann hatte sie vor der Sorte gewarnt – Blumendiebe. Natürlich passte alles zusammen. Wenn sie die Kamelie vor den Abgesandten der Königin in die Hände bekamen, konnten sie ein Vermögen dafür fordern. Der Mann hielt ein zusammengerolltes Papier in der Hand. Als er es vorsichtig entrollte, kam die Zeichnung einer weißen Blüte mit rosafarbenen Sprenkeln zum Vorschein.

Das Herz der alten Frau pochte so laut, dass es alles andere übertönte.

»Haben Sie einen solchen Baum schon einmal gesehen?«, fragte der Mann. Ohne auf eine Antwort zu warten, drehte er sich um und ging in den Garten, um selbst nachzusehen.

Er stürmte durch die Gemüse- und Kräuterbeete und trampelte durch das Möhrengrün, das ganz zart aus dem erst vor Kurzem getauten Boden lugte. Wo die Tulpen durch die schwarze Erde brachen, blieb er stehen und sah sich um. Er bückte sich, um eine Knospe abzupflücken, die noch grün und unreif war, und begutachtete sie. »Sollte Ihnen etwas zu Ohren kommen«, sagte er und zwirbelte die Tulpenknospe in der Hand, bevor er sie hinter sich warf, »lassen Sie es mich wissen. Mein Name ist Harrington.«

Die alte Frau nickte demutsvoll. Der Mann zeigte Rich-

tung Norden. Hinter dem Hügel lag Livingston Manor. Die Herrin war sehr freundlich zu ihnen gewesen und hatte ihnen das Häuschen neben dem Kutscherhaus überlassen. Dafür kümmerten sie sich um den Küchengarten. »Es ist besser, wenn Sie niemandem drüben im Herrenhaus etwas von meinem Besuch erzählen«, sagte der Mann.

»Ja, Sir«, erwiderte die Frau hastig. Sie schaute ihm nach, als er zu seinem Pferd ging. Nachdem das Hufgetrappel verklungen war, ging sie am Birnbaum vorbei und dann am Zaun entlang, bis sie zu der Kamelie kam, die ihre einzige wundervolle Blüte trug.

Nein, dachte die alte Frau, und streichelte die empfindliche Blüte. Die Königin konnte jeden Garten im Land durchsuchen lassen, und die Blumendiebe konnten jedes Blütenblatt unter die Lupe nehmen, aber sie würde dafür sorgen, dass diese Kamelie nicht gefunden wurde.

1

Addison

New York City, 1. Juni 2000

In der Küche klingelte das Telefon. Es hätte genauso gut eine Stange Dynamit auf der Arbeitsplatte liegen können. Wenn ich den Hörer nicht nach viermaligem Klingeln abnahm, würde der Anrufbeantworter anspringen, und das durfte nicht passieren.

»Gehst du ran?«, fragte Rex, mein Mann, vom Sofa aus und blickte von seinem Notizheft auf. Er hatte ein rührendes Faible für altmodische Dinge. Schreibmaschinen, Plattenspieler – und ein Anrufbeantworter aus den Achtzigerjahren. Aber in diesem Moment sehnte ich mich nach Voicemail. Hätten wir doch bloß Voicemail.

»Ja, ich geh schon!«, rief ich, sprang vom Frühstückstisch auf und stieß mir den Zeh am Stuhlbein. Es tat höllisch weh. Es klingelte ein zweites Mal, ein drittes Mal.

Die Härchen auf meinen Armen standen zu Berge. Was, wenn *er* das war? Vor zwei Wochen hatte er angefangen anzurufen, und seitdem geriet ich jedes Mal in Panik, wenn das Telefon klingelte. Ganz ruhig bleiben. Tief atmen. Vielleicht war es ja auch eine Kundin. Oder diese fürchterliche Mrs. Atwell, der ich den Rosengarten schon dreimal hatte neu gestalten müssen. Oder das Finanzamt. Hoffentlich das Finanzamt.

Egal wer, nur nicht der, von dem ich befürchtete, dass er es war.

Wenn ich den Anrufbeantworter ausschaltete, würde er wieder anrufen. Wie ein Hai, der Blut gewittert hatte, würde er seine Kreise ziehen, bis er bekam, was er wollte. Ich musste das Gespräch annehmen. »Hallo?«, sagte ich tonlos.

Rex sah lächelnd auf und widmete sich dann wieder seinem Notizheft.

»Hallo, Addison.« Seine Stimme ließ mich erschauern. Ich konnte ihn natürlich nicht sehen, aber ich kannte sein Gesicht – den ungleichmäßigen Dreitagebart, den amüsierten Blick. »Dein neuer Name gefällt mir nicht. *Amanda* passte viel besser zu dir.«

Ich schwieg, öffnete hastig die Terrassentür und ging hinaus in den Garten. Er war winzig, aber wir hatten ihn für uns allein – eine Seltenheit in der Stadt. Ein Vogel zwitscherte fröhlich in der kleinen Kamelie, die Rex und ich anlässlich unseres ersten Hochzeitstags gepflanzt hatten. Das hier war mein Nest, mein Refugium, und es machte mich wütend, dass er hier eindrang.

»Hör zu«, flüsterte ich. »Ich habe dir gesagt, du sollst mich nicht mehr anrufen.« Ich blickte hoch zu dem Apartmentgebäude hinter unserem Haus und fragte mich, ob er mich womöglich von einem der Fenster aus beobachtete.

»Amanda, Amanda«, sagte er amüsiert.

»Hör auf, mich so zu nennen.«

»Ach so, das hatte ich ganz vergessen«, fuhr er fort. »Du bist ja jetzt vornehm geworden. Ich habe in der Zeitung von deiner Hochzeit gelesen.« Er schmalzte mit der Zunge. »Ein richtiges Märchen, vor allem für eine Frau, die ...«

»Bitte«, sagte ich. Ich konnte den Klang seiner Stimme

nicht ertragen, die mich so sehr an die Vergangenheit erinnerte. »Warum kannst du mich nicht endlich in Ruhe lassen«, flehte ich.

»Soll das heißen, du vermisst mich gar nicht? Nach allem, was wir zusammen erlebt haben? Weißt du noch, wie wir ...«

»Hör auf«, sagte ich verzweifelt.

»Ich verstehe«, sagte er. »Die Lady ist jetzt mit dem *König von England* verheiratet. Hältst dich wohl für was Besseres, was? Aber ich frage dich: Weiß dein Mann überhaupt, *wer du wirklich bist?* Weiß er, was du *getan hast?*«

Um mich her drehte sich alles. »Bitte, bitte lass mich in Ruhe«, bettelte ich. Meine Kehle war wie zugeschnürt.

Er lachte leise vor sich hin. »Das kann ich nicht«, erwiderte er. »Nein. Sieh mal, ich habe zehn Jahre meines Lebens im Gefängnis verbracht. Da hat man viel Zeit zum Nachdenken. Und ich habe sehr viel über dich nachgedacht, Amanda. Fast jeden Tag.«

Mir lief es eiskalt über den Rücken. Ihn hinter Gittern zu wissen hatte mir ein trügerisches Gefühl der Sicherheit gegeben. Als er für zwei schwere Fälle von Geldwäsche und für einen weniger schweren Fall von sexuellen Handlungen mit einer Unmündigen eingesperrt worden war, hatte sich eine dicke, warme Decke um mich gelegt. Mit seiner Entlassung war die Decke weggerissen worden. Ich fühlte mich schutzlos, ich hatte Angst.

»So, und jetzt wollen wir mal Klartext reden, Süße«, fuhr er fort. »Ich bin im Besitz einer sehr wertvollen Information. Und du wirst es mir nicht verübeln, dass ich auch so ein angenehmes Leben führen will wie du.«

»Ich werde jetzt auflegen«, sagte ich, den Finger über der Austaste.

»Das solltest du zu deinem eigenen Besten nicht tun«, sagte er. »Du weißt, was ich will.«

»Ich habe dir schon gesagt, dass ich so viel Geld nicht habe.«

»Du vielleicht nicht«, entgegnete er. »Aber die Familie deines Mannes sehr wohl.«

»Nein, halt sie da raus.«

»Na schön«, sagte er. »Du lässt mir keine andere Wahl.«

Im Hintergrund war die Fanfare eines Eiswagens zu hören. Als Kind war ich immer ganz aufgeregt hinter dem Eiswagen hergerannt, wenn er durch unsere Straße kam. Ich weiß auch nicht warum, ich hatte sowieso keinen Dollar für eine Waffel, aber die Anziehungskraft war trotzdem da gewesen.

Ich nahm das Telefon vom Ohr und hörte dieselbe Fanfare vielleicht einen Block entfernt. Das Geräusch ließ mich zusammenzucken. Der Eiswagen war ganz in der Nähe.

»Wo bist du?«, fragte ich ängstlich.

»Warum? Willst du dich mit mir treffen?«, fragte er belustigt. Ich konnte mir sein hämisches Grinsen genau vorstellen.

Mein Kinn zitterte. »Bitte, lass mich in Ruhe«, flehte ich. »Kannst du mich nicht einfach in Frieden lassen?«

»Es hätte so einfach sein können«, sagte er. »Aber du hast meine Geduld überstrapaziert. Wenn ich das Geld nicht bis zum Ende der Woche habe, bleibt mir nichts anderes übrig, als deinem Mann alles zu erzählen. Und wenn ich sage ›alles‹, dann meine ich *alles*.«

»Nein«, beschwor ich ihn. »Bitte nicht!«

Ich ging ums Haus herum und spähte über den Gartenzaun. Der Eiswagen tuckerte langsam vorüber. Die Kinder liefen nebenher und jubelten im Einklang mit der Fanfare,

während mir bei jedem Ton, der aus dem Lautsprecher drang, erneut die Angst in die Glieder fuhr. »Ich gebe dir fünf Tage, Amanda«, sagte er. »Und übrigens, du siehst umwerfend aus in dem Kleid. Blau steht dir ausgezeichnet.«

Er legte auf. Ich betrachtete mein blaues Leinenkleid, dann schaute ich die Straße hinunter. Der Walnussbaum in einiger Entfernung. Kurz davor parkte ein alter Honda mit getönten Scheiben und rostiger Motorhaube. Die Bushaltestelle auf der anderen Seite warf gezackte Schatten auf den Gehsteig.

Ich rannte zurück ins Haus, zog die Terrassentür hinter mir zu und verriegelte sie. »Lass uns nach England fahren«, sagte ich atemlos zu Rex.

Er schob die Brille die Nase hoch. »Was?« Er sah mich verwirrt an. »Ich dachte, du wolltest nicht nach England. Woher der Sinneswandel?«

Meine Schwiegereltern hatten kürzlich ein altes Herrenhaus gekauft und uns eingeladen, dort den Sommer zu verbringen, während sie durch Asien reisten, wo Rex' Vater James arbeitete. Rex, der gerade an einem Roman schrieb, der in einem englischen Herrenhaus spielte, fand, der Aufenthalt wäre ideal für seine Recherchen. Und wir hatten beide ein Faible für alte Gemäuer. Nach allem was Lydia, seine Mutter, uns am Telefon erzählt hatte, handelte es sich um ein geschichtsträchtiges Anwesen.

Aber der Zeitpunkt war denkbar ungünstig. Mein Gartenbauunternehmen lief zum Glück auf Hochtouren. Ich hatte gerade vier neue Kunden gewonnen. Unter anderem sollte ich einen anspruchsvollen Dachgarten in Manhattan gestalten. Jetzt wegzufahren war eigentlich nicht drin. Und doch blieb mir keine andere Wahl. Sean wusste nichts von dem

Haus in England. Dort würde er mich nicht finden. Die Reise würde mir etwas Zeit zum Nachdenken verschaffen.

Ich schaute mich nervös im Wohnzimmer um. »Na ja, wollte ich auch nicht – ich meine, eigentlich.« Ich seufzte und versuchte mich zu sammeln. »Ich habe noch mal darüber nachgedacht. Vielleicht würde uns ein Urlaub wirklich gut tun. Außerdem steht unser Hochzeitstag vor der Tür.« Ich setzte mich zu Rex aufs Sofa und drehte eine Strähne seines glänzenden schwarzen Haars um einen Finger. »Ich könnte mich in dem Park umsehen. Vielleicht kann ich noch was abgucken. Hier sind doch alle ganz wild auf englische Gärten.« Ich redete viel zu hastig, wie immer, wenn mich etwas bedrückte. Rex, der es spürte, streichelte mir beruhigend die Hand.

»Es ist das Fliegen, was dich abschreckt, nicht wahr?«, sagte er.

Es stimmte, ich hatte ein bisschen Flugangst, mein Hausarzt hatte mir für diese Fälle sogar ein Beruhigungsmittel verschrieben. Aber Rex wusste zum Glück nicht den wahren Grund für meine Unruhe, und er durfte ihn auch nie erfahren.

Eigentlich hatte ich immer vorgehabt, ihm eines Tages die Wahrheit über mich zu erzählen. Aber je länger ich es vor mir herschob, desto unmöglicher erschien es mir, die schrecklichen Worte auszusprechen. Also behielt ich sie für mich und versteckte mich hinter meiner sorgfältig zurechtgebastelten Geschichte: ein Mädchen aus wohlhabender Familie in New Hampshire, dessen Eltern vor Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen waren. Und das ganze Geld war in einem betrügerischen Investmentfonds verloren gegangen. Rex hatte mir alles geglaubt, er glaubte an *mich*. Er

wunderte sich nicht darüber, dass ich nie Weihnachtskarten oder Geburtstagsanrufe bekam. Er fragte nicht, ob ich mein Elternhaus besuchen wollte. Er bewunderte meine Kraft, sagte er, dass es mir gelang, in der Gegenwart zu leben und nicht die Vergangenheit zu betrauern. *Wenn er wüsste ...*

Ich umfasste seine Hand. »Das wird schon gehen«, sagte ich. »Und du hast ja gesagt, dass das Haus der perfekte Ort für deine Recherchen ist. Also, was zögern wir noch, Rex? Lass es uns machen.«

Er lächelte und tätschelte mir die Wange. »Du weißt, wie gern ich diese Reise machen würde, aber nur, wenn du dir ganz sicher bist.«

»Bin ich«, versicherte ich ihm und schaute aus dem Fenster. Draußen stand immer noch der rostige Wagen. Ich stand auf und zog die Vorhänge zu. »Die Sonne knallt heute so vom Himmel«, bemerkte ich und nahm mein Handy. »Ich rufe kurz im Reisebüro an und seh mal, ob es für morgen noch Flüge gibt.«

»Wirklich?«, sagte er. »So schnell?«

Ich rang mir ein Lächeln ab. »Warum nicht? Wenn schon, denn schon! Dann nutzen wir wenigstens den ganzen Sommer richtig aus.«

»Also gut«, sagte er und legte sein Notizheft beiseite. »Ich werde meine Eltern anrufen und ein paar organisatorische Dinge klären. Aber Moment mal, was ist mit deinen Kunden?«

Ich wand mich innerlich bei dem Gedanken an die aufwendig mit Buchsbaumhecken gestaltete Gartenanlage, die ich für eine Kundin geplant hatte, einschließlich eines Schmetterlingsgartens für ihre zwei kleinen Töchter. Ich hatte ihr versprochen, dass alles bis zum Ende der kommenden Woche

fertiggestellt sein würde, rechtzeitig zum Geburtstag ihrer Tochter. Meine Mitarbeiterin Cara würde die Arbeiten allein überwachen müssen. Sie würde es gut machen, aber nicht so gut wie ich. Die Prachtspielen würden nicht im exakten Abstand zueinander stehen. Die Ehrenpreisstauden würden nicht zu perfekten Kugeln geschnitten sein, so wie ich es mir vorstellte. Ich seufzte. Ich wusste, dass ich nicht bleiben konnte, nicht mit der düsteren Wolke, die über mir dräute. Ich musste einfach nur sicherstellen, dass sie mich nicht nach England verfolgen konnte.

»Fertig?«, fragte Rex am nächsten Abend an der Haustür. Es war mir gelungen, zwei Plätze für den Direktflug um neun Uhr nach London zu buchen.

»Ja«, erwiderte ich und zog mir den Schal fester um den Hals. Auf dem Weg zum Taxi, das am Gehsteig wartete, blieb ich wie angewurzelt stehen.

Rex warf mir einen Blick zu. »Klingelt das Telefon?«

Ängstlich drehte ich mich zum Haus um. Das Klingeln war gedämpft, aber vernehmlich.

»Soll ich schnell reinlaufen und drangehen?«

»Nein«, sagte ich und öffnete hastig die hintere Tür des Taxis. »Lass uns lieber fahren. Am Ende verpassen wir noch unseren Flug.«

2

Flora

New York, 9. April 1940

»Hast du etwa vergessen, deine Tweedjacke einzupacken?«, fragte meine Mutter aufgeregt. Der Wind hatte ihr ein paar graue Strähnen in die Augen gepustet, die sie sich mit einem mehlbestäubten Ärmel aus dem Gesicht wischte.

»Mama«, sagte ich und strich meine graue Jacke glatt. »Ich habe doch die hier. Die reicht völlig.«

»Aber die ist doch viel zu dünn«, entgegnete sie. »Es ist kalt in England, Flora.«

»Ich komme schon zurecht«, beruhigte ich sie. Meine Mutter neigte dazu, sich unnötig verrückt zu machen. Eigentlich ging es gar nicht um meine Jacke, und ich sah ihr an, dass sie den Tränen nahe war. »Bitte, mach dir keine Sorgen, Mama«, sagte ich und legte einen Arm um sie.

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen. »Ich wünschte einfach, du müsstest nicht fahren.«

»Ach, Mama«, sagte ich und zog ein Taschentuch aus der Jackentasche. Meine Initialen, FAL, waren säuberlich mit rotem Garn in die untere rechte Ecke gestickt. Meine Mutter hatte gerade erst einen neuen Vorrat an Taschentüchern angelegt und wenige Stunden vor meiner Abreise jedes einzelne gestärkt und gebügelt und zu einem perfekten Quadrat gefaltet.

»Du kannst doch nicht dein gutes Taschentuch für mich

verschwenden«, schniefte sie. Mein Vater drückte ihr seins in die Hand. »Dass ich aber auch so nah am Wasser gebaut bin.« Mit einem Seufzer nahm sie meine Hände. »Mein kleines Mädchen, schon so erwachsen.«

Ich war ihr einziges Kind. Meine Eltern hätten es gern gesehen, wenn ich bei ihnen in der Bronx geblieben wäre und mich mein Leben lang um die Bäckerei gekümmert hätte, die sich unter unserer Wohnung befand. Ich war jeden Morgen vor Sonnenaufgang auf den Beinen, setzte den Teig an und bestückte die Vitrine mit Frühstücksgebäck. Unter meiner Führung brummte der Laden.

Ich fragte mich, wie sie wohl ohne mich zurechtkommen würden. Die Handgelenke meiner Mutter schmerzten, und ihre Schultern waren vom jahrelangen Bücken über dem Knetisch ganz steif. Und der fehlende Geschäftssinn meines Vaters machte mir ebenfalls Sorgen. Erst letzte Woche hatte ein Schuljunge in die Kasse gegriffen und war mit sieben Dollar Beute entwischt. Mein Vater hatte ihn nicht verfolgt. Er hatte das Loch im Schuh des Jungen bemerkt und ihn laufen lassen. All das wäre halb so schlimm, wenn nicht das Dach des Hauses undicht wäre und die Stromrechnung bezahlt werden müsste. Meine Mutter sagte immer, dass mein Vater, wenn man ihn ließe, das Brot einfach verschenken würde. So war er nun einmal.

Aber irgendjemand würde dafür sorgen müssen, dass die Kasse stimmte. Die kleine Wohnung über der Bäckerei bezahlte sich nicht von selbst. Letzten Monat hatte der Vermieter an die Tür geklopft und mit vor Wut rotem Gesicht die ausstehende Miete für die letzten drei Monate verlangt. Ich hatte ihn mit einem Zimtbrot besänftigt und ihm versprochen, dass wir bald bezahlen würden.

Nervös schaute ich zum Schiff hinüber.

»Ich bin so stolz auf dich«, verkündete mein Vater und legte die Hände an meine Wangen.

»Unsere Kleine«, fügte meine Mutter gerührt hinzu. »Geht in den Londoner Botanischen Garten, um Botanikerin zu werden.«

Mein Geheimnis lastete so schwer auf mir, dass ich den beiden kaum in die Augen sehen konnte. Sie derart zu täuschen – es brachte mich fast um den Verstand.

»Sie wird in kürzester Zeit die Leitung des Ladens übernehmen«, warf mein Vater ein.

Ich zwang mich zu lächeln, obwohl mir die Wangen wehtaten. In Wirklichkeit gab es gar keine Stelle im Botanischen Garten. Und auch keine Ausbildung. Das Ganze hatte ich mir nur ausgedacht, um den wahren Grund für meine Reise zu verschleiern.

Es stimmte, es war immer mein Traum gewesen, Botanikerin zu werden. Beim Flechten von Sabbatbrot hatte ich über die unterschiedlichen Arten von Ahorn und Rhododendron nachgedacht, und ich hatte eine Glyzinie in einen großen Terrakotta-Topf gepflanzt, die jetzt das Vordach unserer Bäckerei berankte. Und nach Feierabend arbeitete ich ehrenamtlich im Botanischen Garten von New York. Baumschnitt und Laub zusammenzufügen ging mir mühelos von der Hand, wenn ich dafür Gelegenheit hatte, mir die Blüte einer weißen Strauch-Pfingstrose oder eine aprikosenfarbene Lady-Hillingdon-Rose anzusehen.

Meine Leidenschaft galt der Gartenbaukunst, nicht der Bäckerei. Vermutlich wusste Mr. Price das, als er mich zwei Monate zuvor angesprochen hatte.

»Mein Name ist Price«, hatte er sich vorgestellt, »Philip

Price.« Er schob eine Visitenkarte über den Tresen. »Sie arbeiten doch abends im Botanischen Garten, nicht wahr?«

Ich nickte. »Aber woher wissen Sie ...«

»Ich suche jemanden mit einem geübten Blick für Blüten«, sagte er und steckte sich eine Teilchenecke vom Probiertablett in den Mund, »für einen wichtigen Auftrag.«

Meine Mutter hatte mich vor solchen Männern gewarnt, Kerle mit so viel Pomade im Haar, dass es unter der Ladenlampe glänzte. Ich schüttelte hastig den Kopf. »Nein, danke«, sagte ich und packte die sechs Donuts ein, die er bestellt hatte. Er biss in einen hinein, bevor er mir eine frische Dollarnote über den Tresen reichte. »Die Bäckerei gehört meinen Eltern«, sagte ich. »Ich werde hier gebraucht.«

Er sah sich in der kleinen Bäckerei um, betrachtete den Riss im Tresen, die abblätternde Farbe an der Tür. »Und, das Geschäft floriert?«, fragte er.

Sein Tonfall gefiel mir überhaupt nicht, so neugierig und herablassend. »Na ja, wir sind nicht gerade die Rockefellers, falls Sie das meinen.« Ich runzelte die Stirn. »Meine Eltern betreiben diese Bäckerei seit dreiundzwanzig Jahren. Ich bin hier aufgewachsen.«

»Verstehe«, sagte der Mann mit einem verächtlichen Unterton. »Wie rührend.«

Verärgert wandte ich mich wieder der Kuchenvitrine zu.

»Hören Sie«, sagte er. »Ich weiß, dass Ihre Eltern schwere Zeiten durchmachen.«

Ich sah ihm in die Augen.

»Es heißt, dass die Mieten in dieser Gegend ganz schön in die Höhe schießen«, sagte er, während er sich Puderzucker vom Schnurrbart wischte. »Das bereitet Ihnen doch bestimmt große Sorgen.«

Das tat es allerdings. Mein Vater weigerte sich aus Prinzip, die Preise zu erhöhen. Aber wenn die Bäckerei keinen Gewinn abwarf, würden meine Eltern sie schon bald schließen müssen. Das wusste selbst ich. Ich nahm ein Tablett mit Gebäck aus der Vitrine, um eine Bestellung fertig zu machen. »Wäre das dann alles, Mr. Price?«, fragte ich. Die finanziellen Probleme meiner Familie gingen ihn wirklich nichts an.

»Ich kann Ihnen helfen«, sagte er.

»Nichts für ungut«, erwiderte ich. »Aber wir brauchen keine Hilfe.«

»Ich kann Ihnen einen Auftrag anbieten«, fuhr er fort. »Einen sehr lukrativen. Einen, für den Sie ganz besonders gut geeignet sind.«

»Wie gesagt, ich werde hier gebraucht.«

Die Glocke an der Ladentür bimmelte. »Haben Sie noch ein Vollkornbrot von gestern, Flora?«, fragte Mrs. Madison, eine Stammkundin. Die alte Witwe musste mit einer schrecklich kleinen Rente auskommen, und mein Vater hatte mich angewiesen, ihr immer frisches Brot zu geben und ihr nichts dafür zu berechnen.

»Ja, Ma'am«, antwortete ich lächelnd. »Von unserem Besten.« Ich reichte ihr einen noch warmen Laib Brot, und sie nestelte an ihrer Geldbörse. »Ist schon gut«, sagte ich. »Mein Vater besteht darauf.«

Sie strahlte mich an. »Vielen herzlichen Dank«, sagte sie und verstaute das Brot in ihrem Einkaufsbeutel.

Mr. Price wandte sich mir wieder zu. »Würde es Ihnen nicht gefallen, so etwas immer wieder tun zu können? Wenn Sie wüssten, dass Geld keine Rolle spielt?«, fragte er grinsend.

Ich schnaubte. »Hören Sie, Sir«, sagte ich. »Ich weiß nicht,

worauf Sie hinauswollen, aber ich denke, Sie sollten jetzt gehen.«

Er zog einen Umschlag aus der Innentasche seines Jacketts. Durch die offene Lasche konnte ich sehen, dass er prall gefüllt mit Geldscheinen war. Er schob ihn über den Tresen.

»Sie können mit zehnmal so viel rechnen, wenn Sie den Auftrag für mich ausführen«, sagte er.

Ich war sprachlos.

»Sie haben meine Karte«, fuhr er fort. »Rufen Sie mich an, wenn Sie so weit sind.«

Ich nahm die Geldscheine aus dem Umschlag und zählte sie mit großen Augen. Es war mehr, als wir brauchten, um die ausstehende Miete zu zahlen. Er lüpfte seinen Hut und wandte sich zum Gehen.

Eine Woche später, nachdem ein Schuldeneintreiber meinen Vater in der Gasse hinter der Bäckerei zusammengeslagen hatte, rief ich Mr. Price an.

»Mr. Price, hier spricht Flora Lewis«, sagte ich mit zitternder Stimme. »Ich bin bereit, mit Ihnen über den Auftrag zu reden.«

»Gut«, sagte er. »Dachte ich's mir doch, dass Sie mich anrufen würden.«

Der Wind am Dock peitschte mir ins Gesicht und brachte mich in die Gegenwart zurück. Nein, meine Eltern durften niemals den wahren Grund für meine Reise nach England erfahren. Meine Mutter wischte sich erneut Tränen aus den Augen. »Ich bin so stolz auf dich.«

Ich drückte beiden zum Abschied einen Kuss auf die Wangen, stieg die Gangway hinauf und reichte dem Mann an Deck meine Fahrkarte. Als ich mich noch einmal nach meinen Eltern umsah, überwältigte mich mein schlechtes

Gewissen. Mein Vater mit dem freundlichen Lächeln in seinem runden Gesicht, meine Mutter mit ihren arthritischen Händen – wie sollten sie ohne mich zurechtkommen? Und doch wusste ich, wenn ich jetzt nicht ging, würde ich mein Leben lang Mehl unter den Fingernägeln haben. Ich sehnte mich danach, die Welt jenseits der Bäckerei kennenzulernen, und sei es nur, um zu wissen, dass es sie gab.

»Versprich mir, dass du gut auf dich aufpasst«, rief meine Mutter mir vom Pier aus zu, während mein Vater zu mir auf die Gangway kam. »Versprich mir, dass du nicht so lange fortbleibst.«

Ich nickte. Es fing an zu regnen, und mir klatschten dicke Tropfen ins Gesicht. »Auf Wiedersehen«, rief ich. »Ich schreibe euch, sobald ich angekommen bin.«

»Geh jetzt, Liebes«, sagte mein Vater und schob mir eine in Wachspapier gewickelte Zimtschnecke in die Tasche. »Sonst legt das Schiff noch ohne dich ab.«

Ich winkte und ging dann aufs Deck, ohne mich ein weiteres Mal umzudrehen.

»Reisen Sie allein nach England?«

Ich drehte mich um. Knapp zwei Meter von mir entfernt lehnte ein Mann an der Reling des Oberdecks. Er war etwa so alt wie ich, vielleicht ein paar Jahre älter. Er trug einen grauen Anzug und eine Schirmmütze mit Fischgrätmuster, die er sich tief in die Stirn geschoben hatte. Ich hätte ihm nur im Vorbeigehen zugewinkt – meine Pläne gingen ihn schließlich nichts an –, wäre sein Lächeln nicht so entwaffnend gewesen. »Ich weiß noch, wie ich das erste Mal allein über den Atlantik gefahren bin«, sagte er und kam auf mich zu, als wären wir alte Freunde. Mir gefiel sein britischer Akzent, und ich fragte



Sarah Jio

Der Kameliengarten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35847-8

Diana

Erscheinungstermin: August 2015

Das Geheimnis von Livingston Manor

Der englische Landsitz Livingston Manor fasziniert Addison und ihren Mann schon bei ihrer Ankunft. Doch bald hören sie, dass das wunderschöne Haus von den Dorfbewohnern gemieden wird. Welches Geheimnis bergen die alten Mauern? Und wollten es die Erben deshalb so schnell loswerden? Addison ahnt, dass sich der Schlüssel zu ihren Fragen in dem jahrhundertealten Kameliengarten verbirgt. Immer tiefer verstrickt sie sich in die unheilvolle Geschichte der Familie Livingston – und spürt, dass es an der Zeit ist, sich auch ihrer eigenen Vergangenheit zu stellen

.....



Der Titel im Katalog